

Liechtensteiner Volksblatt

Bezugspreise: Inland und Schweiz jährlich Fr. 11.—, halbjährlich Fr. 5.50, vierteljährlich Fr. 2.80 (Postcheck IX 2888) Österreich (Postcheck-Ronto D 111,600) u. Deutschland halbj. Fr. 6.50, vierteljährlich Fr. 3.30. Das übrige Ausland halbj. Fr. 8.50, vierteljährlich Fr. 4.30. Amerika ganzl. Fr. 20.—, Postamtlich bestellt 30 Cts. Zuschlag. Bestellungen nehmen entgegen: Die nächstliegenden Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Baduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Tu (Rheinthal), Tel. Nr. 100. Schriftleitung: Schaun, Telefon Nr. 55. Verwaltung Baduz, Telefon Nr. 43.



Anzeigenpreise: die 1spaltige Col.-Zeile Inland 10 Cts., 20 Cts., 30 Cts., 40 Cts., 50 Cts., 60 Cts., 70 Cts., 80 Cts., 90 Cts., 100 Cts. Ausland 15 Cts., 20 Cts., 30 Cts., 40 Cts., 50 Cts., 60 Cts., 70 Cts., 80 Cts., 90 Cts., 100 Cts. Inzeratennahme für das Inland und Feldkirch: Verwaltung des Blattes in Baduz, Tel. Nr. 43. Inzeratennahme für das Rheintal, Schweiz und übriges Ausland: Schweizer Annoncen A. S. St. Gallen, Tel. Nr. 35,30; und übrige Ätialen.

Organ für amtliche Kundmachungen

Zu den Gemeindevahlen.

Am Sonntag werden in sämtlichen Gemeinden des Landes die Gemeindefunktionäre auf drei Jahre bestellt werden. Bereits in letzter Nummer haben wir darauf verwiesen, von welcher Wichtigkeit für eine Gemeinde eine gute Wahl ist. Eine gut verwaltete Gemeinde ist auch ein wertvoller Organismus d. Staatsganzen; aus diesem Grunde allein können u. wollen wir an dieser Stelle zu den Gemeindevahlen Stellung beziehen.

Wenn wir am Sonntag die Gemeindevertretungen bestellen, werden wir uns Leute bestellen, deren fortschrittlicher Sinn die Gewähr bietet, daß die Interessen der Gemeinde auch in diesem Sinne vertreten werden. Darunter verstehen wir allerdings nicht, daß allem Neuzeitlichen Tür und Tor geöffnet werden soll, es soll im alten gemeinen Sinne erwogen werden, was dem einzelnen Gemeinwesen frommt. Dabei wollen wir vom Neuen das Gute nehmen und das gute Alte behalten, wir wissen, daß wahrer Fortschritt nur aus dieser Einheit bestehen kann.

Die Zeiten sind schwer, die Krise lastet auch auf den Gemeinden. Wenn sich diese noch verschärfen sollte, wird die Verwaltungsperiode dieser Wahl gegenüber früheren Perioden unglaublich schwerer und ernster werden. Schon aus diesem Grunde werden wir uns einen häuslichen Verwaltungsrat über die Gemeinden stellen, der mit den vorhandenen Mitteln auch hausälterlich umzugehen versteht. Ein solcher Gemeinderat wird niemals alle Sympathien auf sich vereinigen, er hat diesen oder jenen der Meinung nach einmal zu kurz gehalten, selbst wenn er seine Pflicht in geradem Sinne getan hat. Die Mehrzahl der Bürger aber wird einer solcher Vertretung das Vertrauen wieder aussprechen. Sie werden der guten Sache zuliebe sogar über Personen hinweggehen, die ihnen persönlich weniger sympathisch sind, der Allgemeinheit u. dem Wohlergehen der Gemeinde zuliebe. Wer andere Zwecke verfolgen würde, wäre schließlich nicht am rechten Wege, man müßte ihm die Gefolgschaft versagen.

In allen Gemeinden des Landes sind bereits Vorschläge für die Wahl vom Sonntag erstattet worden. Sie wurden wohl erwogen und sind zum weitaus größten Teile aus größeren Versammlung hervorgegangen. Es ist nun wohl als selbstverständlich zu betrachten, daß

unsere Leser sich an die in diesem Blatte veröffentlichten oder an die von unserer Richtung ausgegebenen Wahlvorschläge halten werden. Unfruchtbar Opposition hat keinen Platz mehr in dieser ersten Zeit in einer Gemeindevertretung. Es gibt nur eine Arbeit und die umfaßt das Wohl der Gemeinde.

In diesem Sinne wollen wir am Sonntag in die Wahlen treten, um der Allgemeinheit förderlich zu sein. In diesem Sinne wolle Persönliches auch übergangen und unter der Losung: Für das Wohl der Gemeinde! der von unserer Richtung ausgegebenen Liste zugestimmt werden.

Neujahrsbetrachtung eines die „gute alte“ Zeit suchenden Baduzers.

(Fortsetzung.)

Von ganz besonderer Art war ein anderer Gast, auch ein Bauer, aber einer mit außergewöhnlichen Kenntnissen, ein humorvoller, glänzender Erzähler, wie ich kaum je einen gehört. Von großer Belesenheit, war er imstande, seine Gespräche weit auszuspannen, uns Einblick zu gewähren in Begebenheiten, die sich außerhalb unseres Landes abwickelten oder abgewickelt hatten. Man konnte vieles lernen von ihm. Während der ersten Besuche schon vor Jahrzehnten starb, lebt der letztere heute noch, bald 90jährig, als einer der verehrungswürdigsten Vertreter von Alt-Baduz.

Im Boden dieses Alt-Baduz bin ich mit beiden Füßen stecken geblieben und ich traure einer Zeit nach, von der es im Liede heißt: „Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr“. Vergangen und verklungen! Bonnige Zeit, frei von Kummer und Sorgen, aufnahmefähig für alles Edle und Gute, unberührt von den Verkehrtheiten und Widersprüchen des Lebens. Je mehr sich der Mensch der Reife und Selbstständigkeit nähert, desto mehr verstrickt er sich in den Maschen des Daseinskampfes. Die Befolgung des ewigwahren Lehrsatzes: „Sorget nicht so ängstlich für euer Leben, was ihr esst und trinkt...“ macht der Jugend keine Schwierigkeiten. Wenn einer hat, haben die andern auch, sofern diesem einen nicht schon der Reim der Selbstsucht eingepfropft worden ist und unter den anderen sich keine befinden, die, infolge desselben Erziehungsfehlers, sich auf Kosten des einen vergnügen wollen.

Warum ziehen wir nicht aus der Seligkeit der Jugend die Lehren für unser späteres Le-

ben? Etwas Nächstenliebe, und die soziale Frage wäre mit einem Schlage gelöst. Die Ansammlung des größten Reichtums vermag nicht einmal einer einzigen Generation das Glück zu bringen, geschweige denn die Nachkommenschaft vor dem Verfall zu bewahren. Das Luxusbedürfnis kennt keine Grenzen, verschafft keine Befriedigung, der Drang nach Besitz erstickt das Gefühl für die Not der Armen.

Der Notzweck der Massen durchzittert die Welt und noch immer will kein Führer kommen, keiner, der verzichtet und den Verzicht auch von den anderen fordern will. Und auf anderem Wege ist eine Lösung ausgeschlossen. Jeder redet weise, der Bankier und der Industrielle, der Händler und der Agrarier, vor allem aber der Parteimann. Es kann aber nichts Wahres heraus kommen, weil jeder hofft, daß es zuerst den andern erwischt. Man darf neugierig sein, wie hoch sie alle den babylonischen Turm bauen werden, bis er vom Sturme erfasst wird, und die Baumeister samt der Arbeiterstaffel unter seinen Trümmern begräbt.

Wenn ich nun daran gehe, die Pfade der Jugend zu beschleichen, so muß mein erster Besuch dem Schulzimmer gelten, das ich vor mehr als 50 Jahren mit großer Neugierde betreten und mit noch größerer Freude verlassen habe, um nie mehr zurückzukehren. Daraus folgt, daß die Volksschule mir keine Befriedigung bot; sie war im Gegenteil eine sich täglich wiederholende Qual. Hingers Erziehungslehre hat sich an mir nicht bewährt. Das erste Schuljahr bei der Lehrschwester verlief glänzend, sie verstand es ausgezeichnet, uns zu führen, jedem mußte sie etwas Angenehmes zu sagen, so daß sie rasch unser Vertrauen und unsere Liebe gewann. Wir lernten fleißig, u. wenn einer nicht recht vorwärts kam, so setzte sie sich zu ihm, um ihm zu helfen wie eine Mutter. Dem ersten Sonnenjahr folgte ein siebenjähriger Frost, der mir den Aufenthalt im Schulraum vergällte. „Klützig“ hieß die von Hingers Hand geschriebene erste Bemerkung im Schulheft. Was war das? Ich hatte immer fleißig gelernt und der Lehrer schien auch mit mir zufrieden zu sein. Wozu also dieses „Klützig“? Es sah aus wie ein Tadel um jeden Preis, gegen den anzukämpfen unmöglich war. Ich zählte mich zu den Ausgestoßenen und ich kann mich tatsächlich keines guten Wortes erinnern, das der Lehrer im Laufe von 7 Jahren für mich übrig gehabt hätte. Hr. Hinger war ein verdienter Pomolog, aber ein Pädagog war er nach meiner Meinung nicht. Seine eigene Erziehung fiel in die Zeit der

Beamten- und Polizeiherrschaft und so war es begreiflich, daß er für Büben und Bäume das gleiche Mittel anwandte: den Stock. Er behandelte einen gewissen Teil der Schülerschaft, dem auch ich anzugehören das Vergnügen hatte, als „Bagage“ mit der sich einzulassen er unter seiner Würde fand. (Fortsetzung folgt.)

Freiland.

(Schluß)

In letzter Nummer haben wir die Grundsätze des Freiland kennen gelernt. Es handelt sich also um die Verstaatlichung des Bodens, der Bauer wäre nicht mehr Eigentümer, sondern er hätte den Boden, den er zum Betriebe seiner Landwirtschaft und zum Unterhalte seiner Familie bedürfte, jährlich einzugant. Er wird auf solche Vergnügen zum voraus verzichten. Wenn er sich aber überlegt, daß derjenige, der letztes Jahr mehr Ertrag hatte, überhaupt der finanziell Stärkere, vielleicht seine ihm früher eigentümlichen Grundstücke eingant und dann auch bewirtschaften könnte und würde, wird er über soviel Unfinn den Kopf schütteln.

Ueber die Auswirkungen der Bodenverstaatlichung schreibt Gessel: „Nach der Bodenverstaatlichung wird jeder über die ganze Welt verfügen. Verglichen damit, sind die jetzigen Könige die reinen Bettler. Jedes neugeborene Kind, ob ehelich oder unehelich, wird 54 Millionen Hektaren*) Land zur Verfügung haben. Und jeder wird freizügig, keiner ist mehr an die Scholle gebunden. Dadurch werden die verschiedenen Stämme in Bewegung geraten, neue Sitten, neue Arbeitsverfahren, neue Gedanken kennen lernen und einsehen, daß wir allesamt nur eine schmutzige, lasterhafte Gesellschaft gebildet haben. Der Mensch wird frei und wäre er auch in Ketten geboren. Ohne Privateigentum gibt es keinen Krieg mehr, die Bodenverstaatlichung bedeutet daher auch Weltfriede.“

Aus diesen Worten des Verkünders von Freiland und Freigeld allein geht soviel Unerschaffenheit und kindliche Naivität hervor, daß man nur staunen kann. Es lieft sich so etwas sehr schön und würde vielleicht einem himmelanstrebenden jungen Menschen Ehre machen; für praktisches Leben auf diesem Erdball kann

* Anmerkung. Wie viel davon während der wirtschaftlich? Ist das Gebiet der Sahara wüste und des Himalaja-Gebietes usw. in die Berechnung einbezogen worden?

Feuilleton

Die Schlossfrau von Rodenegg

Roman von Mag v. Weizenthurm.

Uebersetzung der Roman-Zentrale C. Wermann, Stuttgart. (Nachdruck verboten.)

„So ist es recht, Wanda, mein Liebling! Denke in erster Linie an dich und an die frohen Stunden, die in Abbazia unwillkürlich vor dir liegen werden; genieße sie und verstände deine Zeit nicht, indem du Phantomen nachhängst, die doch keinen Zweck mehr haben!“

„Du bist im Recht, Mutter! Wie immer, wenn es sich um die praktischen Dinge dieses Lebens handelt“, sprach Wanda, während wieder ein seltsam träumerisches Lächeln ihre Lippen umspielte. „Ich werde mich bemühen, deinem Rats zu folgen!“

Mit diesen Worten trat Wanda vom Fenster zurück, durch das sie immer noch nach jener Richtung geschaut, in der die Türme von Rodenegg mit ihrer vom Winde leicht hin und her gewehten schwarzen Fahne lange zu sehen gewesen waren. „Schließen wir mit der Vergangenheit ab, um einer neuen, hoffnungsvolleren Zukunft entgegenzugehen!“

„Hoffnungsvolleren!“ wiederholte sich Frau von Berting in stiller Bewunderung. Was mochte ihr Kind im Sinne haben? Aber wozu frommte alles Grübeln und Ueberlegen?

Ein Jahr war ins Land gezogen, seit Wanda von Lohr ihre Mutter durch ihr Auftreten immer erschreckt hatte, ein Jahr, in dem sich so mancherlei zugetragen, was überraschend wirkte, ein Jahr, in dem eigentlich alles anders gekommen war, als man es erwartet hatte. Der Freiherr von Rodenegg hatte Tage, Wochen, Monde nur seiner Trauer, seinem stillen Leid gelebt und die Wunde, die der Tod ihm durch den Verlust seines jungen Weibes geschlagen, schien unheilbar. Er brachte es nicht einmal übers Herz, sich mit dem kleinen Gottfried zu befassen, weil der Gedanke ihn unablässig quälte, daß die Geburt des Kindes den Tod der Mutter veranlaßt habe. Die alte Kastellanin von Rodenegg, Frau Eckbert, war es denn auch gewesen, die sich in erster Linie des Kleinen angenommen und dafür Sorge getragen hatte, daß er entsprechende Pflege und Wartung fand. Der Zufall fügte es, daß Lotte Wegerer, eine junge Nichte der Kastellanin, gerade ohne Posten war und sich mit Freunden bereit erklärte, das Kind in ihre Obhut zu nehmen. Sie gehörte glücklicher-

weise zu jenen weiblichen Wesen, die ein angeborenes Mutterherz haben, und so fügte es sich ganz von selbst, daß das kleine, mutterlose Waisenkind von der ersten Stunde an, in der Lotte Wegerer ihren Einzug auf dem Schlosse gehalten, wohl versorgt und behütet war und den Vater nicht entbehre, der sich blutwenig um seinen kleinen Stammhalter kümmerte, nicht aus Mangel an Liebe, sondern aus jener angeborenen Feigheit, die manchem Manne zur zweiten Natur wird, jeder unangenehmen Erinnerung mit Vorliebe aus dem Wege zu gehen und in die Kategorie der unangenehmen Erinnerungen gehörte ja doch die Geburt des Kindes, das den Tod der Mutter im Gefolge gehabt.

Fast dreizehnter Jahr war seit dem Tode der armen Doris vergangen und doch hatte sich Robert von Rodenegg noch nicht entschließen können, aus der tiefen Abgeschiedenheit seines Einsiedlerlebens hervorzutreten und wieder den Kontakt mit der Gesellschaft herzustellen.

Da fügte es der Zufall, daß er eines Tages bei einem seiner Spaziergänge Frau von Berting begegnete, die erst seit kurzem von Abbazia in die Heimat zurückgekehrt war. Wanda schritt an der Seite der Mutter dahin und die große Herzlichkeit, mit der sie den

Baron begrüßte und ihm ihr Beileid aussprach zu dem schweren Verlust, den er erlitten, nahm diesen unwillkürlich für das Mädchen ein, dem er bisher nur wenig Beachtung geschenkt hatte. Wanda sah überdies vorteilhaft aus und der Sinn für das Schöne, die Freude daran, war eine der markantesten Charaktereigenschaften Rodeneggs, die ihm im Blute steckte, vielleicht ohne, daß er es selbst wußte. Ueberdies war ihm Wanda von Lohr immer sympathisch gewesen, und die große Herzlichkeit, mit der sie ihn begrüßte, verfehlte nicht, einen gewissen Eindruck auf ihn zu machen.

„Und wie geht es Ihrem kleinen Jungen, Baron?“ fragte sie; in einem Ton, der warmes Interesse verraten sollte, er aber fühlte sich durch diese Frage beinahe peinlich berührt, denn sie brachte ihn unwillkürlich zu der Erkenntnis der Tatsache, daß er sich im Grunde genommen blutwenig um das Tun und Lassen seines Kindes bekümmerte.

„Oh, es geht ihm gut, ich vermute es wenigstens“, entgegnete er in einem Ton, der eine gewisse Gleichgültigkeit bekundete; er mußte das fühlen und mochte sich sagen, daß man seinem Wesen eine seltsame Deutung geben könne, demnach fügte er mit einer gewissen Hast hinzu: